

Jüdische Korrespondenz

Monatsblatt des Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V. Adar I / Nisan 5765 April 2005 Nr. 4 15. Jahrgang 1,20 €

Taten - Verdächtige - Opfer Von Irene Runge / Igor Chalmiev

Das Thema hat die intellektuellen Stammtische verlassen. Berlins Verfassungsschützer publizierten gerade zwei Broschüren und diskutierten öffentlich eigene und andere Forschungsergebnisse zu »Rechte Gewalt in Berlin - Ursachenanalyse - Gegenstrategien«. Da überwog die analysierende Zustandsbeschreibung. Innensenator Körting leitete mit der Aufzählung täglicher Zwischenfälle ein. Er sprach vom »administrativen Vorgehen« gegen Rechts, was erheblich mehr sei als pures Reden. Berlins oberste Verfassungsschützerin Claudia Schmid bezeichnete ihre Behörde als »Instrument der Politikberatung«, gerade auch wegen der zwei-

und Übergangsfelder gibt und Gewalt meist von kleineren lokalen Cliquen ausgeht. Rechte Dresscodes haben auch lokalen Erkennungswert, die Szene ist dennoch regional, heterogen, aktions-, parlamentarisch-(Sachsens Landtag) und diskursorientiert. An den Wohn-, Treff- und Tatornten von Rechtsextremen fallen entsprechende Wahlergebnisse auf - zumindest im Osten, zumindest heute. Der Begriff »soziale Bewegung« umschreibt übrigens auch, dass rechtsextreme Gewalt zum Freizeitverhalten wird. Dies wurde lange verdrängt, manchmal durch sanfte Toleranz begünstigt, und erst jetzt als Gefahr ernst genommen.

1998 und 2003 erfassten 336 rechtsextremen Übergriffe, durch die 865 Strafverdächtige ins polizeiliche Visier kamen. Die Täter sind zu über 90% männlich, zwischen 15 und 24 Jahre alt, meist mit Hauptschul- oder Realschulabschluss, ungelernt oder Facharbeiter, und wohnen häufig bei den Eltern. Gewalttaten vollbringen sie vorwiegend an Wochenenden und abends, oft unter Alkohol, in der Regel in Wohnungsnähe, also im öffentlichen Raum oder an Bahnhöfen. Ihre Gewalt gehört zum rechten Extremismus, fehlende ideologische Festigkeit macht die Mitläufer aus. Doch diese Gewalt ist nicht deckungsgleich mit jener rechtsextremen politischen Strategie, die als soziale Bewegung an die Macht will. Der rechtsextreme Berliner Prototyp zeitigt in Kameradschaftsnetzwerken ein ausgeprägtes Revierverhalten und ist vollgestopft mit Vorurteilen gegen alles ihm Fremde, das er »undeutsch« nennt. Psychologische, soziale und politische Faktoren sind offenbar ermittelt, zu Opfern werden erkennbar Andere, meist rein zufällig, Ausländer wie Einheimische und jene, die als »politische Gegner« gelten. Folgt Gewalt aus dem Augenblick, wie Referenten meinten? Das Publikum warf ein, »national befreite Zonen« setzten auf strategischen Vorlauf. Überraschend war, dass und wie sich jugendkulturelle Dynamik und rechtsextreme soziale Bewegungen überlagern, letztere für erstere offen sind, was zum Entstehen rechter »Bewegungsmilieus« führt, die häufig zu »Angst-Räumen« für andere werden. Von »aggressiver Körperlichkeit« war die Rede, von identitätsstiftenden Symbolen, Idolen und Slogans, davon, wie rechtsextremer Protest praktiziert, mobilisiert und politisiert wird, dass es Misch-



Rechtsextremismus entsteht inmitten der Gesellschaft. Die Ursachen sind weit gefächert, dazu gehört nicht zuletzt die Krise städtischer Integrationsmechanismen, weshalb die demokratische Stadtkultur an bestimmten Orten unterwandert werden kann, was endlich auch lokale Gegenstrategien herausfordert. Bei der Tagung ging es um Berlin, wo wie überall räumliche Segregation erzwungen oder freiwillig ist, Reichtum und Armut polarisieren und rassistische wie fremdenfeindliche Ressentiments aus den Familien herauswuchern. Unzureichend scheint noch erfasst, wie Nachbarschaften auf rechtsextreme Strukturen reagieren bzw. rechtsextreme Kameradschaften und Netzwerke im Alltag wirken. Bekannt ist, dass deren Ideologen hegemoniale Ansprüche, Macht und »Volksnähe« gerade durch Nachbarschaftshilfe und Sicherheitsangebote im Wohnquartier durchsetzen wollen. Referenten wie Stephan Schlange-Schöningen (Verfassungsschutz), Dr. Michael Kohlstick (TU) oder der Stadtsoziologe Ingo Siebert trugen Grundsätzliches, Neues und Bekanntes vor, der Bürgermeister von Treptow-Köpenick, Dr. Klaus Ulbricht (SPD), sprach offen über seinen »bürgerlichen Bezirk« mit wenig Ausländern und einer durchorganisierten rechten Präsenz, über zivile Hilflosigkeit, Gegenhandeln, mangelnde Sachkompetenz und fehlendes Geld für Projekte. Das Problem am 8. Mai sei übrigens weniger die Nazi-Demo, sondern, dass der Tag auf einen Sonntag falle, da wären Gegendemonstranten nur schwer zu mobilisieren. Kurzum: Die Zivilgesellschaft ist gefordert, denn nicht allein Vater Staat, sondern eine demokratisch gesinnte Gemeinschaft engagierter Bürger ist der eigentliche Garant gegen rechts. ■

60 Jahre danach

Von Adam König

In diesen Wochen ist es 60 Jahre her, dass für Hunderttausende von Häftlingen großer faschistischer Konzentrationslager wie Buchenwald und Sachsenhausen, Ravensbrück und Theresienstadt die Freiheitsstunde schlug, weil alliierte Truppen heranrückten.

Ich selbst wurde am 15. April von britischen Einheiten aus Bergen-Belsen befreit. Da hatte ich schon viele Jahre Lagerleben hinter mir. In mancher Hinsicht, so im politischen Denken, war ich vor der Zeit im Lager noch ein unbeschriebenes Blatt. Ich war noch nicht 17 und stand in einer Lehre als Klempner und Installateur, als die Nazis mich als Juden einsperrten. Von 1939 bis 1942 war ich in Sachsenhausen. Von da wurde ich mit den anderen jüdischen Häftlingen im Herbst 1942 nach Auschwitz deportiert. Dort arbeitete ich im KZ Monowitz, auch Auschwitz 3 genannt, wo IG Farben gemeinsam mit der SS von KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern ein großes Chemiewerk errichten ließ.

Der Weg nach Bergen-Belsen begann mit einem Todesmarsch nach Gleiwitz und ging im eisigen Januar in offenen Waggons nach Nordhausen, zum berühmten Mittelbau Dora, weiter. Natürlich war der Tag der Befreiung ein Freudentag. Aber ich habe nicht gejubelt. Zu groß war das Elend rundum, zu deutlich empfand ich, was mit den Eltern, mit dem Rest der Familie geschehen sein mochte. Und die Jahre hinter Stacheldraht, die Gespräche in den Baracken hatten mich politisch reifen lassen. Auf Umwegen kam ich wieder in die Heimatstadt Frankfurt/Main, nahm eine Arbeit auf und lernte unter den DPs ein nettes Mädchen kennen, das zu meiner Lebensgefährtin wurde. Das Leben in Freiheit begann.

Sechs Jahrzehnte sind vergangen. Vieles hat man vergessen. Geblieben ist das Versprechen, das wir uns damals gaben: Nie wieder! Wir sehen nicht weg, wenn sich der braune Ungeist abermals regt, sogar unter jungen Menschen. Die Gründe sind vielfältig. Festgefahrene familiäre Traditionen, die niemals erfolgte radikale Auseinandersetzung mit der Vergangenheit und den alten Eliten, die soziale Lage, die viele als Folge der Globalisierung sehen und dem sie die »alten Werte«, den Nationalismus entgegenstellen. Was wir Überlebenden in dieser Situation tun müssen, ist unsere Erfahrungen weitergeben, die Wahrheit verbreiten, mit der Jugend sprechen, in Schulen diskutieren. Das wollen wir tun, solange wir können. ■

Unser Mitglied Adam König, geb. 1929 in Frankfurt/Main, ist Mitglied im Sachsenhausen- und im Internationalen Auschwitzkomitee.

Das Gedenken als Ehrung und Lehre

Von Ralf Bachmann



Gedenken Große Hamburger Straße mit Baruch Poetke (l) und Motek Weinryb (r)

Foto: Igor Chalmiev

Klirrende Kälte, glatte Straßen und Schneeschauer machten es am 28. Februar gerade den vielen Älteren unter uns nicht leicht, die Wohnungen zu verlassen. Doch wer geglaubt hatte, darunter würde das Gedenken an die »Fabrikaktion« leiden, sah sich getäuscht. Seit der Wende hat der Jüdische Kulturverein die Tradition der Ostberliner Gemeinde weitergeführt, und seit Jahren schon gibt es den gemeinsamen Aufruf der Jüdischen Gemeinde, der Israelitischen Synagogengemeinde

Adass Jisroel, des Jüdischen Kulturvereins, des Auschwitz- und Sachsenhausen-Komitees sowie mehrerer NS-Verfolgtenorganisationen und des Bezirksamtes Mitte von Berlin, sich aus Anlass der großen Verhaftungs- und Deportationsaktion gegen die wenigen noch in Berlin lebenden Juden und des erfolgreichen öffentlichen Widerstands nichtjüdischer Ehefrauen an den Orten des Geschehens zu versammeln. Auch in diesem Jahr, anlässlich des 62. Jahrestages, wurde dem Aufruf

rege Folge geleistet.

Zusammen mit Albert Meyer, dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, verneigten sich Überlebende der Shoa, Schüler des Jüdischen Gymnasiums, Mitglieder der Gemeinde und des Jüdischen Kulturvereins und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens vor dem Stein in der Großen Hamburger Straße, als Baruch Poetke den Kaddisch sagte und Motek Weinryb El Male Rachamim vortrug.

In einem langen Zug begaben sich anschließend alle an das von unserem Mitglied, der gerade 90 Jahre alt gewordenen jüdischen Antifaschistin Ingeborg Hunzinger geschaffene Denkmal in der Rosenstraße, vor dem Kränze des Regierenden Bürgermeisters Klaus Wowereit, von SPD, PDS und Grünen, von der Bezirksverordnetenversammlung und dem Bezirksamt Mitte niedergelegt worden waren.

Albert Meyer würdigte in einer kurzen Ansprache die Zivilcourage der Frauen der Rosenstraße, die als Nichtjüdinnen ihr Leben einsetzten, um ihre jüdischen Ehepartner freizukämpfen und zu retten. Das werde ihnen ewig unvergessen bleiben. Er belegte mit historischen Beispielen, welchen hohen Wert die Juden der Erinnerung beimessen, um die Opfer zu ehren und die Lehren zu bewahren. In diese Reihe gehöre in Gegenwart und Zukunft auch das Gedenken an die Februar-Ereignisse des Jahres 1943.

Zum Abschluß beteten die Versammelten noch einmal mit Kantor Itzak Scheffer Kaddisch und El Male Rachamim. ■

Union progressiver Juden in Deutschland e.V.

Betreff: Position zu der Zuwanderungsregelung

I. Die Zuwanderungsregelung wurde nicht nur getroffen, um die jüdische Gemeinschaft in Deutschland zu stärken. Das Hauptziel war, vom Antisemitismus in der früheren Sowjetunion bedrängten Menschen einen Zufluchtsort zu bieten. Es wäre unverantwortlich, diese Schutzfunktion zu einem Zeitpunkt einzuschränken, während antisemitische Hetze sogar in der Duma offen betrieben wird. Dies wird heftige Kritik in der deutschen und internationalen Öffentlichkeit hervorrufen.

II. Der Vorschlag des Zentralrats, die Zuwanderung auf diejenigen zu beschränken, denen auf Grundlage des jüdischen Religionsgesetzes (Halacha) eine Aufnahme in die jüdischen Gemeinden zugesagt werden kann, und dafür auf die Voraussetzung der erwarteten Aufnahme in den Arbeitsmarkt zu verzichten, ist weder mit dem neuen Zuwanderungsgesetz kompatibel noch führt er zu einer Entlastung der Sozialsysteme, was bisher als Gründe für die Neuordnung der Zuwanderungsregelung genannt wurde. Die UPJ – und ursprünglich auch der Zentralrat – war bereit, die »Sozialhilfeklausel« hinzunehmen, wenn sie durch Härtefallregelungen flankiert wird.

III. Die Zentralwohlfahrtsstelle als soziale Einrichtung ist ungeeignet, die religiöse Entscheidungen zu treffen, welchen Bewerber die Auf-

nahmebereitschaft der jüdischen Gemeinden zugesagt wird. Bei dem Aufnahmeverfahren müssen außerdem zwingend auch die religiösen Positionen des liberalen Judentums berücksichtigt werden, die von der UPJ vertreten werden.

IV. Der vom Zentralrat faktisch beabsichtigte Ausschluss »patrilinearere Juden« von der Zuwanderung berücksichtigt nicht, dass diese Menschen aufgrund jüdischer Familiennamen und der in Personaldokumenten eingetragenen jüdischen Nationalität stärker antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt sind als »halachische« Juden, die andere Nationalitäten besitzen. Er ignoriert auch die Erfahrungen, dass »patrilineare Juden« oft eine starke Bindung ans Judentum besitzen und einen Anschluss an eine jüdische Gemeinde suchen. Hingegen bleiben nicht wenige »halachische« Juden nach der Zuwanderung den jüdischen Gemeinden fern.

V. Wenn die Zuwanderung weitgehend nach »halachischen« Kriterien gesteuert wird, ist zu befürchten, dass kriminelle Elemente (ähnlich der Visa-Affäre) schnell den Ausweg über (bezahlte) Übertritte im Auswanderungsland entdecken werden, deren religionsrechtliche Relevanz durch deutsche staatliche Stellen nicht kontrolliert werden kann. Für die Übertritte reichen drei »freischaffende« Rabbiner, eine Fälschung von Dokumenten ist nicht einmal nötig.

VI. Der Zentralrat hat es bewusst unterlassen, bisher die UPJ in seine Entscheidungsfindung einzubeziehen, obwohl die UPJ hierzu bereits im

November 2004 Vorschläge vorgelegt hat. Er vertritt daher das liberale Judentum nicht. Daher müssen die Bundesregierung und die Bundesländer, wenn sie die Zuwanderung im Einvernehmen mit der jüdischen Gemeinschaft regeln wollen, eine Einigung mit dem Zentralrat und der UPJ anstreben.

gez. Dr. Jan Mühlstein

Vorsitzender

Einwanderungsstopp III

Der »Spiegel« (8/2005, S. 68 ff) wusste es besser. Der Bundestagsinnenausschuss erfuhr eher zufällig, dass die Gespräche zwischen Zentralrat und Innenministern weitergegangen sind. Offenbar werden die 27 000 Antragsteller aufgenommen, die schon Zusagen haben, aber was wird aus jenen 27 000, die im Vertrauen auf deutsche Stabilität ihren Antrag längst eingereicht hatten und seither warten? Momentan gibt es offenbar keine neuen Anträge? Alle Entscheidungen stehen aus. Wir haben an Bundestags-Politiker geschrieben, Gespräche geführt, vor schnellen Festlegungen gewarnt. Es geht langfristig um sensible Fragen, da sollte keine Chance gemeinsamen Nachdenkens ausgelassen werden. Wir sprachen auch mit Journalisten aus dem In- und Ausland. Hat es genutzt? Jüdische Institutionen sollten sich aktiv in die Überlegungen einbringen, aber Zentralrat und BMI scheinen daran nicht interessiert zu sein. Schade. Wir mischen uns dennoch ein. Andere tun es auch (s.o.). Irene Runge/Igor Chalmiev

Unser Heine zu vielen Zeiten Von Rosa Lewin

Im JKV war kein leerer Stuhl mehr aufzutreiben, so viele waren bei miserablen Wetter gekommen, um einen unterhaltsamen und nachdenklichen Sonntag Nachmittag mit Heinrich Heine zu verbringen. Sie bereuten es nicht. Ralf Bachmann, Heine-Amateur, wenn auch mehr im französischen Sinne des Wortes, und Jochanan Trilse-Finkelstein, angesehener Heine-Biograf, hatten ihr gemeinsames Programm unter das Motto »Unser Heine« gestellt und die Bedeutung Heines für das Judentum wie des Judentums für Heine zum Thema gemacht. Zunächst überwogen die heiteren Töne. Ralf Bachmann erzählte von seiner Heine-besessenen Mutter, die »ihren« Dichter so oft zitierte, dass der Knabe Heine-Verse aufsagen konnte, ehe er auch nur eine Zeile aus dem »Buch der Lieder« gelesen hatte. Denn Heine lebte zwar mit ihnen, aber sozusagen illegal, nicht in Form seiner Bücher, die von den Nazis verbrannt worden und seitdem nicht nur für Juden verbotene Literatur waren, sondern mit seinen Worten, in Zitaten. Die Gedichte sind Bachmann ebenso im Gedächtnis geblieben wie das geflüsterte »Stiekel!« der Mutter, wenn Fremde kamen. Selbst den Küchenalltag wertete die Mamma mit Heine-Zeilen auf. Sie sagte nicht »Benimm dich!«, sondern »Blamier mich nicht, mein schönes Kind«, nicht »Das kaufen wir nicht«, sondern »Bedenk ich die Sache ganz genau, so brauchen wir gar keinen Kaffee«. Wenn der Junge naschte, hörte er: »Gott versah uns mit zwei Händen, dass wir doppelt Gutes spenden; nicht um Doppelt zuzugreifen.« Aber ihr Lieblingsgedicht war die »Wallfahrt nach Kevlaar«, die den Tod als Befreiung von Krankheit und Schmerz zum Gottesgeschenk macht. An solche ernstesten Betrachtungen über Tod und Leben, über die unbesiegbare Kraft der Wahrheit mag sie gedacht haben, als sie sagte: »Ich habe Heine mit nach Theresienstadt geschmuggelt, im Kopf, als geistige Konterbande. So konnten sie ihn nicht sehen, und ich war doch nie ganz allein mit meiner Angst.«

Dann machten wir einen gemeinsamen literarischen Spaziergang mit beiden Referenten durch den Pariser Friedhof Montmartre, wo Heine seit dem 20. Februar 1856 liegt, legten virtuell frische Blumen an der Stele mit seiner Porträtbüste und der Grabplatte mit dem Gedicht »Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?« nieder, erlebten noch einmal, wie es bei der Beisetzung vor 149 Jahren war. Jochanan Trilse-Finkelstein, Mitglied der Hall of Fame der Heine-Bio-



Heinegrab in Paris

Foto: Ralf Bachmann

grafen, rezitierte als Kommentar zum Friedhofsbesuch das berühmte Gedicht »Enfant perdu«, ein Posten ist vakant, die Wunden klaffen. Das, sagte er, sei das Lieblingsgedicht seiner Mutter gewesen. An dem Grabstein auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee sind auf ihren Wunsch Worte aus der Schlussstrophe des Gedichts zu lesen: »Meine Waffen sind nicht gebrochen – nur mein Herz brach.« Die Mutter holte sich Trost und Kraft aus Heines Versen in den immer neuen Kämpfen ihres Lebens, bis das Herz brach, als sie selbst die Freunde enttäuschten. Auch die Familie Trilse wählte zu den wenigen Büchern, die sie 1933

mit ins Exil nehmen konnte und mit denen sie von Land zu Land musste, Werke Heines aus, namentlich den »Romanzero«. Im Vorwort seiner Heine-Biografie »Gelebter Widerspruch« schreibt Trilse-Finkelstein: »Und so begleiteten mich Heines Worte, Sätze, Strophen, Lieder, Texte fortan durch mein Leben.« Heine wird der Dichter dieses Lebens. Dass es ihm dabei nicht zuletzt um die jüdische Problematik geht, versteht sich von selbst. In ihr sieht er den »Urgrund aller Widersprüche, die der Dichter gelebt und durchlitten hat.« Heine ist immer Jude geblieben, auch wenn er christlich getauft, katholisch getraut und ohne Geistlichkeit beigesetzt wurde. Trilse-Finkelstein belegte das an literarischen Texten wie dem Gedicht »Prinzessin Sabbat«, das eine Schabbatfeier beschreibt, und mit dem Lied »Lecho Daudi Likras Kalle«, das in Heines Version »Komm, mein Freund, der Braut entgegen« auch manchmal zum Kabbalat Schabbat in Gemeinden und Familien gesagt wird. Noch einmal vergnügte sich das Publikum zum Schluss an Heines Satire. In »Ludwig Börne« beschreibt er den Messias. Das schlummersüchtige, träumende deutsche Volk könne sich seinen Messias »nur in Gestalt eines alten Schläfers denken« (Kaiser Rotbart). Über den Messias der Juden aber habe ihm der große Rabbi Manasse ben Naphtali in Krakau erzählt, er wohne in einem der schönsten Paläste des Himmels, trage eine Krone auf dem Haupt, nur seine Hände seien gefesselt mit goldenen Ketten, damit er, wenn er manchmal die Geduld verliert, nicht zu frühe, zur unrechten Zeit, das Erlösungswerk beginnt. Er sei eben keine Schlafmütze. »Wenn er ... hört, wie man unten sein Volk misshandelt, dann gerät er in den furchtbarsten Zorn und heult, dass die Himmel erzittern.« Ohne die Ketten wäre er nicht zu beschwichtigen, so sinkt er am Ende aufs Lager und weint. ■



Nathan Naftali Steinberger

16. Juli 1910 - 26. Februar 2005



Mit Urenkel Jonas Foto: privat

Fast 95 Jahre ist »Nati« Nathan Steinberger alt geworden, nach sehr kurzer Krankheit verstarb er

- fast noch mitten im Leben stehend. Rabbiner Dr. Andreas Nachama und Kantor Laszlo Pasztor verabschiedeten den Optimisten unter großer Anteilnahme vieler Trauergäste auf dem jüdischen Friedhof Weißensee. Unweit dem Grab seiner Eltern hat er jetzt neben seiner Frau Edith seine letzte Ruhestätte bezogen. In Berlin in einer jiddischsprachigen Familie als jüngster Sohn geboren, lernte er im Cheder und später an der Knabenschule Große Hamburger Straße. Politisch aktiv von früher Jugend an, begann er im »Schwarzen Haufen« bei den jüdischen Jungsozialisten, trat danach in die KPD ein - doch respektvoll gegen Familie und Tradition verließ er niemals die Jüdischen Gemeinde. Der jüdische Kommunist fuhr 1932 auf kurze Zeit nach Moskau, doch daraus wurde schnell ein Exil. 1937 verhaftet folgten für ihn und seine Frau Jahre u.a. im berüchtigten Lager Kolyma. Nach Stalins Tod rehabilitiert, kehrten sie 1955 nach Deutschland zurück, in die DDR. Nathan Steinberger ließ seine Lager-Biographie äußerlich ruhen, als er als Professor der Politischen Ökonomie an der Hochschule Karlshorst lehrte, aber verschwiegen hat er sie nie. Meine Erinnerung an meinen ersten Chanukkaball bei der Ostberliner Jüdischen Gemeinde im Café Moskau ist mit den Steinbergers verbunden: Damals war ich Studentin der Ökonomie und wurde an ihren Tisch platziert, wo auch Ökonomie-Professor Hans Mottek und seine Frau Gerda saßen, deren enge Freunde und ebenfalls Gemeindemitglieder. So hörte ich sehr unerwartet einen Abend lang jüdische Witze mit politischer Kurzweil vermischt. Von marxistischen Ökonomieprofessoren hatte ich das nicht erwartet. Nach 1989 veröffentlichte Steinberger, der das Lehren wie das Lernen gleichermaßen schätzte, seine ganze bedrückende und lehrreiche Autobiographie, die er auch im JKV vorstellte.

Rabbiner Nachama erwähnte in seiner schönen Abschiedsrede auch die Liebe Steinbergers zu Literatur und Heinrich Heine, den er sehr gern und ausgiebig zitierte.

Unser Mitgefühl gehört seiner Tochter Marianne Dämmig, seinen Enkeln Lara und André, den Familien und Freunden. I.R.

Rabbiner Spinner und die jüdische Zivilgesellschaft

Von Irene Runge

Das große Vergnügen an präzisiertem Denken sprang augenblicklich auf das Publikum über. Rabbiner Joshua Spinner, Direktor des Jüdischen Lauder Lehrhauses im Prenzlauer Berg und Stellvertreter Direktor der in Manhattan beheimateten einflussreichen philanthropischen Ronald S. Lauder Stiftung schärfte redend den Verstand der Zuhörenden. Um nicht missverstanden zu werden, zog er es vor, in seiner Muttersprache Englisch zu sprechen, wobei er auch Deutsch, Russisch, Hebräisch und andere Sprachen beherrscht. Sein Sachwissen über die jüdischen Strukturen in Deutschland ist nicht zuletzt dem Vergleich zu danken, denn schließlich investiert die Lauder Foundation in Ost- wie Mitteleuropa in jüdische Kindergärten, Schulen, Lehranstalten, koschere Restaurants, was Europas jüdischem Leben insgesamt zu einer kräftigen Basis verhilft. Präzise argumentierte der so elegante wie gesetzmäßige Rabbiner darüber, warum sich Strukturen jüdischen Lebens in Deutschland fehlentwickelt haben. Spinner, modern-orthodox und zweifacher junger Familienvater, der neben seiner Rabbinausbildung Philosophie, Geschichte und Literaturwissenschaft studiert hat, analysierte mit scharfem Verstand und kühler Logik die innerjüdische Realität und deren äußere Ver selbstständigung in Deutschland. Er sprach vom jüdischen Leben als Zahl (120 000 Gemeindemitglieder, 95 Gemeinden) und fehlenden Inhalten. Würde die Annahme einer relativ stabilen Struktur zugrunde gelegt, müsse erklärt werden, wieso daraus für den jüdischen Alltag und die jüdische Identität trotz der Synagogen, Kindergärten, Schulen und weiterer Institutionen kein nennenswerter Antrieb folge. Ginge man davon aus, dass jüdische Identität als ein Ergebnis jüdischer Selbstbehauptung oder aus einer *Grass-root- (oder Bürgerrechts)-Bewegung* entstehe und demnach zivilgesellschaftliche Potenzen enthalte, dann sähe das Muster anders aus. Wo immer eine jüdische Gruppe vorhanden wäre, sie würde sich vor Ort organisieren. Das könne auch so aussehen, dass örtliche jüdische Gemeinden - finanziell durch Staat oder Kommune unterstützt und demokratisch wirkend -, zum »Dach« für die Gruppen jüdischer Aktivisten werden, die sich schließlich mit dem Landesverband einen könnten, der wiederum im Zentralrat vertreten sei. Die Realität hingegen sei nach seiner Kenntnis eher verwirrend. Historisch habe sich ein zentralisiertes deutsches System herausgebildet, das von oben her das jüdische Leben in Deutschland kontrolliere, einenge und so kreative Neugründungen verhindere. Es habe sich eingebürgert, dass jede jüdische Aktivität sich auf die Zentrale beziehen müsse. Das Organisationsprinzip verlaufe damit von oben nach unten, eine jüdische »Basisdemokratie« fehle. Der jüdischen Gemeinschaft und der deutschen Gesellschaft gehe daher vielfältiges jüdisches Leben verloren. Nach jüdischem Verständnis, so der Rabbiner, sollten jüdische Menschen (gruppen) gefördert werden, die jüdische Anliegen verfolgen, die sich gemäß ihrer daraus erwachsenden Bedürfnisse eigene Räume

schaffen, dafür Kraft, Geld und Zeit aufbringen. Was wäre, wenn zehn russischsprachige Juden irgendwo den Schabbat gemeinschaftlich begehen wollten? Was, wenn jüdische Gruppen in der gleichen Gegend beschlössen, intellektuelle Debatten zu führen oder gemeinsam jiddische Lieder zu singen? Was, wenn sie sich einen gemeinsam zu nutzenden Raum suchten, eine gemeinsame Administration entwickelten, gemeinsam auf Geldsuche gingen? Was, wenn sie sich wie eine traditionelle Gemeinde zusammenfänden? Würden sie dabei unterstützt? Nein. Denn diese großartige zivilgesellschaftliche Regel ist in Deutschland durch verfestigte politische Strukturen außer Kraft gesetzt, was bedeutet, dass der Kreativität Einzelner und ganzer jüdischer Gruppen der Boden entzogen ist. Nach eingefahrenen politischen Gesichtspunkten wird gehandelt, werden jüdische Institutionen, jüdische Gemeinden von oben gebildet, ohne Rücksicht auf die Bedürfnisse jener Menschen, die künftig als Mitglieder erwartet und benötigt werden.

Jedem Zuhörer wurde an diesem Nachmittag klar, dass Rabbiner Spinner in seinem Entwurf für zivilgesellschaftliche Verantwortung das Grundproblem der jüdischen Gemeinden in Deutschland umriss. Einiges sei in den letzten Jahren zwar in Bewegung gekommen, erstarrte Strukturen wären aufgebrochen, aber weiterhin überfüllten unnütze Debatten über liberal oder orthodox das Dilemma. Er habe in Hamburg einen langen Abend mit etwa 25 jungen eingewanderten Jüdinnen und Juden verbracht. In der alten Heimat waren diese in jüdischen Zusammenhängen aktiv, heute sind sie statistische Mitglieder ihrer jüdischen Gemeinden, niemand frage sie nach ihren Erfahrungen als jüdische Organisatoren oder Sozialarbeiter. Ein großes jüdisches Potential liege damit brach. Nicht, weil Einwanderer nicht aktiv sein wollen, sondern weil starre Machtstrukturen jede Einbindung verhindern. Doch zu guter Letzt regte Rabbiner Spinner mit seinem positiven Ausblick zu neuen Aktivitäten an. Für ihn steht fest, dass sich verhärtete Systeme öffnen müssen, auch wenn das Beharrungsvermögen aus alten Gewissheiten stark ist. Er nannte zarte Beispiele für Änderungen, finanziell und politisch in Deutschland agierende unabhängige, aus dem Ausland unterstützte jüdische Institutionen wie das Lauder Lehrhaus, unabhängige regionale Organisationen wie den Jüdischen Kulturverein, die ohne finanzielle Förderung jüdische Themen selbstbestimmt gewählt haben und verwies auf jüdische Bewegungen, die ihre Ideen noch umsetzen wollen und Geldgeber suchen. Für Spinner ist unabwendbar, dass die Gesetze des freien Marktes auch hier wirken müssen und Berlins jüdische Vielfalt schon heute der beste Beweis ist, dass sich Veränderung abzeichnen beginnt. Diesen historischen Optimismus wolle er verbreiten, durch seine positive Weltanschauung zu Taten anregen. Seit Jahren, so der Rabbiner zum Abschluss, führten Deutschlands Juden immer neue sinnlose Debatten, anstatt zu Handeln. Natürlich könne man das bis zur Ankunft

des Messias fortsetzen – doch es wäre dies Grund genug, ihn noch schneller haben zu wollen. Die Diskussion ergänzte seine Ausführungen. Der Versuch eines Teilnehmers, Beschwerde über die Gemeindepolitik zu führen, wurde abgewehrt, denn an diesem Nachmittag ging es um das Thema der jüdischen Zivilgesellschaft, während interne Gemeindefragen in der Gemeinde diskutiert werden sollten. Die Philosophie des JKV war in der Fülle rabbinischer Anregungen gut aufgehoben. Für die anwesenden JKV-Vorstandsmitglieder gab es manchen Hinweis auf die Systembedingtheit jahrelanger Probleme. Der Vortrag machte Mut auf eine bunte jüdische Berliner Zukunft, in der die Vielfalt auch dank solcher Rabbiner wie Josh Spinner tonangebend sein wird. ■

»Mit Frack und Linse...«

Von Johann Colden

Die Erich-Salomon-Sonder-Fotoausstellung »Mit Frack und Linse durch Politik und Gesellschaft« mit seinen Bildern aus den Jahren 1928-1938 in der neuen »Berlinischen Galerie« war un-



Ernst Lubitsch (r.) im Gespräch mit Regisseur Mervyn Leroy, Hotel Savoy in London, 1937. Foto: Erich Salomon Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz

bedingt einen Besuch wert.

Jeder, der sich die Fotografien genau anschaute, hatte dabei die Gelegenheit, hervorragende Eindrücke von verschiedenen Bereichen aus Politik und Gesellschaft dieser Zeit zu bekommen.

Unsere kleine Gruppe wurde auf sehr freundliche Weise durch Volker Weidhaas, den Leiter für Öffentlichkeitsarbeit der Berlinischen Galerie, begrüßt und fachkundig durch die Säle dieses neu installierten Berliner Museums geführt.

Wir erfuhren viel über das Gebäude, die Geschichte und die Konzeption der Berlinischen Galerie.

Neben den ständig ausgestellten, in Berlin entstandenen Werken der Bildenden Kunst gibt es den Eingangssaal für Wechselausstellungen zur Förderung junger Künstler.

Ich möchte mich im Namen aller Teilnehmenden herzlichst für diesen sehr angenehmen Nachmittag bedanken. Die Salomon-Ausstellung ist leider abgelaufen, aber ein Besuch der Berlinischen Galerie ist auf jeden Fall empfehlenswert.

Öffnungszeiten: Mo.-Sa.: 12 - 20, So.: 10-18, an jedem 1. Montag im Monat ist der Eintritt frei ■

Alles auf Zucker im JKV



Dani Levy (l) & Holger Franke Foto: Igor Chalmiev

Wer begeistert vom Film »Alles auf Zucker« ist und einen Blick hinter dessen Kulissen tun wollte, war im JKV an der richtigen Adresse. Trotz matschigen Winterwetters war die Besucherzahl rekordverdächtig. Regisseur Daniel (Dani) Levi und Co-Drehbuchautor Holger Franke amüsierten mit Anekdoten und Hintergrundgeschichten. Die Ideengeber für eine »jüdische Komödie« waren jüdische Reisende auf dem New Yorker Flughafen bereits in den achtziger Jahren, aber auch Levis eigene Familienerfahrung stand Pate und Holger Franke erwähnte viele Gespräche mit Irene Runge. Aber kein Sender, kein Produzent hatte Vertrauen. Nachdem der WDR ihm Seligmanns Roman »Der Musterjude« als Fernsehserie vorschlug, die jedoch aus Rechtsgründen nicht realisierbar war, bot Levi dem Sender ein zweites Mal seinen vorliegenden Stoff an. Begeistert wa-

Von Stefan Schrader

ren die Redakteure nicht, bei »Minderheitenthemen« vermuteten sie geringe Einschaltquoten und Desinteresse des Publikums. Dass der Film dann doch in Kooperation mit Arte gedreht werden konnte, hatte, so Levy, damit zu tun, dass das Thema »Jüdischkeit« als Komödie mehr ist als Holocaust und Friedhöfe und der jüdische Alltag unspektakulär gesellschaftsfähig geworden ist, auch wenn der X-Verleih wie bei »Good bye Lenin« zunächst vorsichtig blieb. Eigentlich hatte sich Holger Franke, wie er sagte, die Familiengeschichte etwas verzweigter gedacht, aber er sei immer wieder überrascht, wie gut sie trotz der herben Streichungen funktioniere. Hannelore Elsner wollte zunächst Jackie Zucker und dann die Rolle der Golda spielen. Aber Levi sah sie weder als Hosenrolle, noch als Typ jiddische Mamma. Nach einem Casting, dem sie sich gern unterwarf, wurde sie Jackies nichtjüdische Frau, musste aber blond werden und lernen, wie eine Ostdeutsche zu berlinern. In Golda Tencer, der üppigen Schauspielerin am Jiddischen Theater Warschau, fand er schließlich nach einigen Umwegen seine perfekte Mamma. Und so erzählte er von ihren Schwierigkeiten mit dem Deutschen und den Karteikärtchen, die sie mit stetem Blick in ihre Handtasche in polnischer Umschrift ablas, während sie sich die Stirn tupfte, im Spiegel betrachtete oder andere den Umstand verdeckende Handbewegungen machte. Levi erzählte auch davon, wie er, anders als beim Film üblich, die Szenen komplett durchspielen und von zwei Ka-

meras aufzeichnen ließ, wodurch das besondere szenische Tempo entstand, das ihn auszeichnet. Nebenbei wurde die Drehzeit erheblich verkürzt, was auch Kosten senkte. Dass der Fernsehfilm als erstes in die Kinos gelangt ist, verdanken wir Levis Beharrlichkeit und einer Testaufführung in München, deren Zufallsbesucher geradezu überwältigend für den Film votierten. So kam es zur Premiere ohne Riesenwerbung - bereits in den ersten sechs Wochen wurde der Film von etwa 500 000 Zuschauern gesehen, vor allem in den ehemaligen DDR-Bezirkshaupt- und anderen deutschen Großstädten. Das Berliner Filmfestival fand »Alles auf Zucker!« nicht vorführwürdig, der USA-Verleih würde gern, geniert sich aber wegen der Moral - schließlich geht es auch um die Liebschaft zwischen Cousin und Cousine, in Israel wird er laufen, sowieso auf Festivals, und in der Presse gab es überwiegend Begeisterung. Im Gästebuch auf www.zucker-derfilm.de waren bislang neben zwei ablehnenden nur lobende Beiträge nachzulesen. Für viele der Besucher war dieser Film wohl eine Art Offenbarung zum jüdisch-deutschen-Ost-West-Geschehen der Gegenwart, von Henry Hübchen und Udo Samel - so betonten auch die Gäste des JKV-Abends - herausragend verkörpert. Dem deutschen Feuilleton, so Levy, ist übrigens entgangen, dass mit diesem Film die erste jüdische Nachkriegskomödie im Lande entstanden ist - aber Feuilletonisten in Italien wie auch der New York Times haben diese neue Qualität beschrieben. Die DVD ist schon in Arbeit und das deutsche Fernsehen wird den Film im Herbst zeigen. ■

Wer Sturm sät ...

Von Rosa Lewin

Die Jahre 2004 und 2005 stehen im Zeichen vielfältiger Rückblenden auf die Geschehnisse vor 60 Jahren. Ob es die Schlachten des Zweiten Weltkrieges, die Landung in der Normandie, Soldaten- und Gefangenenschicksale, die Debatte über die »Deutschen als Opfer« oder Hitlers letzte Tage sind, alles wird in Literatur und Vorträgen, in Filmen und Serien bereitwillig aufgegriffen. Prof. Micha Brumlik, Direktor des Fritz Bauer Instituts Frankfurt a. M., spricht in diesem Zusammenhang von einer »erinnerungspolitischen Torchlusspanik«. Brumlik stellte in einer gut besuchten gemeinsamen Veranstaltung von JKV und Rosa-Luxemburg-Stiftung sein gerade im Aufbau-Verlag erschienenen, 300 Seiten starkes Buch »Wer Sturm sät« vor, das er selbst einen Essay nennt. Ausgehend von der von Erika Steinbach, Vertriebenenvorsitzende und CDU-Politikerin, und Prof. Peter Glotz, SPD-Mitglied, befürworteten Errichtung eines »Zentrums gegen Vertreibungen« befasst er sich mit dem Streit »über die generationenübergreifende Rolle der Deutschen als Opfer des Zweiten Weltkrieges« und mit den Grenzen der Legitimität dieses Diskurses. Bemerkenswert ist die Offenheit und die strikte Sachlichkeit, mit der Brumlik Fakten darüber darlegt, »dass Millionen von Deutschen, die in keinem strafrechtlich oder auch nur moralisch

relevanten Sinne am Menschheitsverbrechen des Judenmords schuldig geworden sind, auf der Basis politischer Übereinkünfte und Maßnahmen, die von Großbritannien und den USA gebilligt und hingenommen, von der Roten Armee und bewaffneten Kräften Polens und der Tschechoslowakei am Ende des Krieges entwurzelt, beraubt, traumatisiert, vergewaltigt oder auch ermordet wurden«. Bei der Bewertung der Vorgänge um »Flucht« und »Vertreibung« sei jedoch unumgänglich, sie im Zusammenhang mit den vorangegangenen Untaten von deutscher Seite zu sehen, mit solchen Ursachen wie der »Illoyalität der Deutschen in der Tschechoslowakei und des Krieges, den das nationalsozialistische Deutschland seinen Nachbarn und der Welt aufgezwingen hat«.

Aus der Analyse der historischen Tatsachen kommt Brumlik zu dem Schluss, ein solches »Zentrum gegen Vertreibungen« dürfe nicht entsprechend den Vorstellungen Erika Steinbachs, die »in Deutschland, vor allem aber auch in Polen als eine zwar medial geschickte und im Tonfall moderate, in der Sache jedoch unnachgiebige Revanchistin gilt«, als nationales Erinnerungs- und Trauerobjekt umgesetzt werden. Die Bürgerinnen und Bürger der BRD seien vielmehr gut beraten, es dem Vorschlag der Bundesregierung folgend als transnationales Projekt zu verwirklichen.

In der lebhaften Diskussion ging es u. a. um die

Motive prominenter Juden, in dem von Erika Steinbach berufenen Beirat für das »Zentrum« mitzuwirken, um Termini wie Genozid und Vertreibung, um die Verantwortungslosigkeit und politische Blindheit der »Charta der Heimatvertriebenen« und um den Zusammenhang zwischen Holocaust und Besiedlung und Entstehen des jüdischen Staates. ■



Ein großes Willkommen auf dieser Erde gilt Shaindl Judit. Sie ist das erste Kind unseres fernen Mitglieds Deborra (Dvora) Nekrich (vormals Ina Orłowski), einst wohnhaft in Scheljabinsk (Uralgebiet), dann in Berlin, heute lebt sie mit ihrem Mann Schaul in Jerusalem. Masse! Tov! Wir hoffen natürlich, dass Shaindl Judit uns mit ihren Eltern in absehbarer Zeit besuchen wird.

Hallel am Sedertisch

Von Yizhak Ahren (Köln)



Manche unserer Gebete soll man im Stehen sagen, so z.B. das zentrale Achtzehngebet, das deshalb auch als Amida (= Stehen) bezeichnet wird. Das

ebenfalls sehr wichtige Schma-Gebet hingegen soll man vorzugsweise sitzend beten. Wie ist das Hallel-Gebet, das aus den Psalmen 113-118 besteht, zu singen? Vorsicht bei der Beantwortung dieser Frage! Man muss nämlich differenzieren: In der Synagoge stehen die Beter beim Hallel-Sagen, aber am Sedertisch sprechen wir die Hallel-Psalmen im Sitzen.

Noch eine weitere Besonderheit ist aus der Pessach-Nacht zu vermelden. Gewöhnlich ist eine Unterbrechung des Hallel-Gebets nicht zulässig. Aber schon in der Mischna (Pessachin, Kap. 10, 6) wurde festgelegt, dass am Sedertisch die Mahlzeit das Hallel-Sagen unterbricht. Unsere Praxis heute entspricht der Ansicht der Schule von Hillel: Vor dem Essen singen wir nur Psalm 113 und Psalm 114, die restlichen Psalmen erst nach der Mahlzeit. Die Frage nach dem Grund dieser Anweisung hat Don Yizhak Abarbanel schon vor 500 Jahren in seinem Kommentar zur Pessach-Haggada («Sewach Pessach» ist sein Titel) gestellt und auch beantwortet. Nach Abarbanel wird Hallel am Sedertisch deshalb unterbrochen, damit der Unterschied zwischen den zwei Teilen hervortreten soll: In den Psalmen, die vor der Mahlzeit gesprochen werden, geht es um die Erlösung (hebr.: Ge'ula) aus der Knechtschaft in Ägypten; hingegen handeln die Psalmen, die man nach dem Essen singt, von unserer Zeit des Exils und von der Ge'ula in der Zukunft! Es ist bemerkenswert, dass der berühmte Gaon von Wilna (1720-1797) genau denselben Grund für die Unterbrechung des Hallel-Gebets wie Abarbanel bringt, ohne den spanischen Kommentator zu erwähnen. Festzuhalten ist, dass wir am Sedertisch den Rückblick auf die Ge'ula aus der ägyptischen Sklaverei durch eine Betrachtung der gegenwärtigen Zeit des Exils sowie durch einen Ausblick auf die zukünftige Erlösung ergänzen. Nach Abarbanel können wir aus Psalm 117 lernen, dass bei der noch ausstehenden Erlösung auch alle Nichtjuden Gott preisen werden: »Lobet den Ewigen, alle Völker, preiset Ihn, alle Nationen«. Rabbiner Hillel Danziger bemerkt, dass Psalm 117 mit zwei Versen das kürzeste Kapitel in der Heiligen Schrift ist: »Radak erklärt, dass diese Kürze die Einfachheit der Weltordnung symbolisiert, die nach dem Kommen des Messias bestehen wird« («Artscroll Tehillim», S. 255).

Es lohnt sich immer, das biblische Buch der Psalmen intensiv zu studieren. In vielen Kommentaren zur Haggada finden sich Erläuterungen zu Hallel, die man am Sedertisch vortragen kann. Psalmen sollte man nicht nur singen, sondern auch verstehen.

Vor 15 Jahren in Ostberlin - Die Pessachzeit

Importwarenbegleitschein Nr. 39211		Zur Vorlage beim Grenzkontrollamt bzw. Postkontrollamt der DDR		1
Absender: Tsvi Weinman		Anschrift: SANHEDRIA 135 A, Jerusalem Israel		
Empfänger: Jüdischer Kulturverein (Dr. Irene Runge)		Anschrift: PSF 28, Berlin 1130 (Kanzowstr. 3, Berlin 1071)		
Genauere Bezeichnung der Ware	Für jede Wareart gesonderte Angaben		Tatsächlich eingeführt	
	Nettogew. in kg	Menge-einheit	Menge (in Worten wiederholen)	Rechnungs-betrag in
Rindfleisch Geflügel Fisch Gemüse Mazzoht Eintragung...	für 100 Personen		Ohne Handelswert	
Gültigkeit bis 15. Mai 1990				
Datum: 01.04.1990				
Unterschrift des Antragstellers: <i>Andreas Poetke</i>				
Unterschrift: <i>[Signature]</i>				

Berlin, den 27.3.1990

Liebe Mitglieder!

Wir sind sehr froh, Ihnen mitteilen zu können, dass unser Freund, der orthodoxe Rabbiner Tsvi Weinman aus Jerusalem gemeinsam mit uns den 2. Sederabend verbringen wird.

Tag: Dienstag, den 10. April 1990

Ort: Volkssolidarität, Kollwitzstraße 56/ Ecke Knaackstraße, Berlin 1055

Zeit: nach dem Gottesdienst in der Synagoge Rykestraße gegen 19.00 Uhr (5 Minuten Fußweg).

Da Herr Rabbiner Weinman einen koscheren Seder gestaltet, müssen alle Zutaten aus dem Ausland importiert werden. Das schränkt unsere Möglichkeiten und die Anzahl der Sedergäste ein. Sollten Sie zu Hause eine Haggadah haben, bringen Sie sie bitte mit. Männer bitten wir, ihre Kopfbedeckung nicht zu vergessen.

Wenn Sie kommen möchten, müssen wir das umgehend wissen. Gleichzeitig bitten wir darum, einen Unkostenbeitrag von 15,- Mark (Kinder unter 13 Jahren kostenlos) bis spätestens eine Woche nach Pessach bei uns einzuzahlen (per Avis mit Beitragsnummer und Stichwort Seder).

Der letzte Zeitpunkt für Ihre Anmeldung ist Freitag, der 6. April 1990. Sie können schriftlich oder telefonisch Ihre Susage geben. Unser Büro ist dienstags und donnerstags zwischen 17.00 und 20.00 Uhr und sonntags von 14.00 Uhr - 18.00 Uhr besetzt. (Tel.: 2071070).

Wir freuen uns, wenn Sie uns während der Büro-stunden besuchen.

Schalom

Andreas Poetke

Pessach in der Berliner Gemeinde

Zum diesjährigen Pessachfest konnten wir als Gastrabbiner wiederum Tsvi Weinman aus Jerusalem begrüßen. Auf Einladung des aus der Wir für-uns-Gruppe hervorgegangenen Jüdischen Kulturvereins war er zusammen mit seiner Familie erneut nach Berlin gekommen, um mit uns das Fest zu begehen.

Neben den Teilnahmen an den Gottesdiensten weilte er am ersten Sederabend, der traditionsgemäß den Mitgliedern der Gemeinde vorbehalten ist, in unserer Mitte und gestaltete zusammen mit Kantor Ingster den zeremoniellen Teil. Darüber hinaus hatte er aber auch ein überreichliches Mitbringen von in Israel handgebackenen Mazzoht und allen sonstigen für die festliche Tafel benötigten Dingen sich sehr aktiv an der Vorbereitung beteiligt. Daß er dabei das durch die Köchin unseres Altenheimes vorbereitete Essen als nicht seinem Speisegesetzverständnis entsprechend ausschlug, war keinesfalls verwunderlich.

Am zweiten Sederabend fand dann eine entsprechende Sederfeier mit den Mitgliedern des Kulturvereins statt.

Unser Dank gilt Rabbiner Weinman und seiner Gattin für das große Engagement, uns zu diesem Fest zur Seite zu stehen. Hoffen wir, dass ein wenig von der tiefen Religiosität dieses Mannes vielleicht auch unseren jüngeren Mitgliedern und Freunden Anreiz war, sich intensiver mit den Fragen des Glaubens auseinanderzusetzen.

Aus: Nachrichtenblatt des Verbandes der Jüdischen Gemeinden der DDR, Juni 1990, S. 24

Rezept des Monats: Karottenkuchen. Eine Pessach-Überraschung, denn dieser Karottenkuchen kann auf jeden Fall Koscher lePessach sein! Damit keiner während der letzten Tage verhungert und Abwechslung auf den Tisch kommt, schlägt uns Hagalil folgendes Kuchenrezept vor: An Zutaten braucht man dafür sechs Eier, 200g Zucker, 250g geriebene Karotten (Möhren), 250g Haselnüsse; Eigelb mit Zucker schaumig rühren, Karotten und Nüsse zufügen, zum Schluss das steifgeschlagene Eiweiß unterziehen. Die gekascherte Tortenform mit Backpapier auslegen, die Masse einfüllen und ca. 1 Stunde bei 170° backen. Chag Sameach und ein kosher lePessach allen Naschern!



Jeder Tag ein Gedenktag

Von Jochanan Trilse-Finkelstein

Auf dem Titelbild einer Plattentasche von 1970 hockt ein Mann mittlerer Jahre auf einer Kopfsteinpflasterstrasse und blickt versonnen in eine Pfütze, in der sich eine städtische Baustelle mit Kran abspiegelt. Eigentlich ein wenig sagendes Bild. Doch der Mann macht das Bild - er ist unvergesslich. Im Hintergrund kreist die Platte, klingt ein ausdrucksstarker Bariton: Er singt Lieder der Welt: vom deutschen Achtundvierziger Georg Herwegh und vom jüdisch-deutschen Exilanten Erich Fried, von Francois Villon (Paul Zech), irische und englische Volkslieder, ein Lied von Theodorakis, als der noch gute Zeiten hatte, lateinamerikanische Songs von »Guantanamero« von Jose Marti/ Pete Seeger bis »Hasta Siempre« des Carlos Puebla, »Die Rose war rot« von Degenhardt und Natschinsky. Am meisten liebe ich »Fredmans Lied« von Carl Mikael Bellmann /Peter Hacks und »As der Rebbe esst«. Ich kenne es aus verschiedenen Interpretationen, dies Singen aus bitterer Verzweiflung und leidvollem Lachen von der Not des Stetl. Dieses Lachen - keiner konnte es besser als dieser jüdische Sänger, der auch Texter und herausragender Schauspieler war: **Gerry Wolf** (26. Juni 1920 - 16. Februar 2005 Berlin). Ich kenne diese Stimme seit vielen Jahren, aus Konzerten, aus dem Radio und von der Bühne. Zum erstenmal vor mehr als 40 Jahren, in einer Nacht am Scharmützelsee. Da hatte er sein violett leuchtendes Sommerhäuschen, wo ich segelnderweise aus Wettergründen unterhalb angelegt hatte. Die Mitseglerin kannte ihn über familiär-freundschaftliche sowie künstlerische Bande, und so waren wir sofort willkommen. Nach köstlichem Male hatte er gesungen, die halbe Sommernacht. Lieder dieser Platte, andere, die ich nie wieder gehört hatte. Unvergesslich! Unvergesslich dies Gesicht aus Filmen und vom Bildschirm, die Gestalt auf der Bühne, wo ich ihn das letzte Mal 1986 im tip (theater im Palast) gesehen hatte, in einer im Grunde missglückten Inszenierung von Tolstois »Krieg und Frieden«. Er spielte den Reisenden, den Freimaurer, der durch das Geschehen führte - und der blieb wiederum unvergesslich: Er hatte die Aufführung gerettet. Einprägsame Rollen hatte er vor allem in Stücken jüdischer Autoren, etwa von Lion Feuchtwanger und Arnold Zweig, gespielt.

Bemerkenswert, dass er 1941, also im Exil, als Einundzwanzigjähriger, Lessings Nathan im Hörfunk gesprochen hatte. Im JKV war er Mitglied und mehrfach Akteur, ich erinnere an seine »Hebräischen Melodien« aus Heines »Romanzero« von 1997 und an Thomas Manns Moses-Erzählung »Das Gesetz« im Jahre 2000, kurz bevor er sich aus der Öffentlichkeit zurückzog. Da wusste einer, was er vortrug, da kamen ihm seine jüdischen Leideserfahrungen und sein antifaschistisches Kraftpotential zugute.

Bereits 1935 war er ins Exil nach England gegangen, wo er in einem Lager auf der Isle of Man in einer Amateurgruppe Theater zu spielen begonnen hatte. 1947 kehrte er nach Deutschland zurück, in den Osten Berlins, wo er erst im Theater am Schiffbauerdamm und später in der Volksbühne am Luxemburgplatz gespielt hat. Ab 1952 hatte er sein Wirken mehr auf Film und Fernsehen sowie auf Hörfunk verlagert und vor allem auf das Singen. In Filmen und auf Platten ist er uns nun geblieben: Der zarte kleine Mann - ein grosser Künstler und ein guter Jude. Kaddisch für Gerry Wolff!

Spätes Eingedenken anlässlich seines 75. Todestages gilt nun dem Philosophen und Philologen **Franz Rosenzweig** (25. Dezember 1886 Kassel - 10. Dezember 1929 Frankfurt/M). »Ich bleibe also Jude.« Dieser gewichtige und bekenntnisreiche Satz nach dem sog. »Leipziger Nachtgespräch« mit den Christen Rudolf Ehrenberg und Eugen Rosenstock-Huussy vom 7. Juli 1913, die ihn zur Konversion zu überreden suchten, war anfangs gar nicht so sicher. Sein liberales Elternhaus war bereits stark assimiliert. Immerhin: Großonkel Adam Rosenzweig hielt das jüdische Erbe wach. Zunächst hatte Franz Medizin studiert, doch ab 1907 Philosophie und Geschichte. 1912 hatte er in Freiburg über Hegel promoviert. Daraus ist seine kritische und umstrittene Monografie »Hegel und der Staat« (2 Bde, 1920) entstanden. Nach 1913 wandte er sich intensiven jüdischen Studien zu und hörte vor allem bei Hermann Cohen in Marburg und später in Berlin an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. 1920 erfolgte - nach seiner Eheschliessung mit Edith Hahn - die Berufung an das »Freie Jüdische Lehrhaus« in Frankfurt/M, was er maßgeblich in Zusammenarbeit mit Nehemia A. Nobel, den Naturwissenschaftlern Eduard Strauß und Richard Koch, dem Juristen Eugen Mayer und vor allem Martin Buber aufgebaut hat. Zwischen

1918 und 1921 war sein philosophisch-phänomenologisches Hauptwerk »Der Stern der Erlösung« (in drei Teilen) erschienen, eine Auseinandersetzung mit der idealistischen Philosophie sowie einem Versuch, die Offenbarung philosophisch zu begründen, zugleich im Bemühen, mit dem Christentum sich als »Arbeiter am gleichen Werk« zu verstehen.

1922 war er schwer erkrankt (Amyotrophe Lateralsklerose), also gelähmt. Er konnte nur noch diktieren, überwiegend durch Augenkontakt. Dennoch entstanden wichtigste Werke: »Das neue Denken« (1925), Übersetzungen der »92 Hymnen und Gedichte des Jehuda Halevi« und gemeinsam mit Buber die philologisch authentische, doch ziemlich schwer lesbare Verdeutschung des T'nach: »Die fünf Bücher der Weisung«, »Bücher der Geschichte«, »Bücher der Kündigung«, »Die Schriftwerke« (Psalmen, Sprüche, das Hohelied, die Klagelieder Jeremias, Prediger Salomo/Kohelet u.a.) übertrug Buber allein. 1923 hatte Leo Baeck dem Franz Rosenzweig die Rabbinerwürde verliehen. Sein Werk ist in einer vierbändigen Ausgabe »Gesammelter Schriften« in Haag 1976 - 1984 herausgegeben worden. Als eigenständiger philosophisch-religiöser Denker kann Rosenzweig neben Mendelssohn bestehen; Mendelssohns aufklärerisch-rationalem Duktus setzt Rosenzweig existenzphilosophische und moraltheologische Fragen ein, auf praktische Religiosität bedacht. Weiteres in JK 1/2000. Sikkaron für Rosenzweig!

Wie angekündigt, blicken wir zurück um 1000 Jahre, ins jüdisch-europäische Mittelalter. Bevor Verfasser sich solchen Philosophen von Rang wie **Isaak Israeli** (um 900) und vor allem **Salomo ben Jehuda ibn Gabirol** (um 1020 - 1057/58) zuwendet, muss ein anderer Denker mit eigentümlicher Biografie vorangestellt werden, u.a. aus dem Grunde, dass er als Staatsmann und Militär auch ein Mäzen war: **Samuel ben Josef ibn Nagdela (Nagrela)**, bekannter als **Rabbi Samuel Hanagid** (Nagid als Titel, von 993 Córdoba bis 1055/56 Granada). Der Mann war das, was man heute einen Seiteneinsteiger und Aufsteiger nennt. Ursprünglich Gewürzhändler und Überseekaufmann, nutzte er die krisenhafte und unübersichtliche Situation nach dem Zerfall des spanisch-omajjadischen Kalifats im 11. Jahrhundert im kleinen Berberkönigtum Granada. Er hatte ein gutes Talmudstudium wie Unterweisungen in antiker Philosophie und Mathematik hinter sich, beherrschte Arabisch, Lateinisch und Berberdialekte. Nach antijüdischen Krawallen siedelte er nach Málaga über. Der ausgezeichnete Kalligraf fiel auf und stieg alsbald zum Hofschreiber des Wesirs auf. Dort bewährte er sich so gut, dass er 1027 selbst Wesir geworden war, eigentlich eine Art Außenminister (Beziehungen zu christlichen Staaten). Unter Berberkönig Habbus ward er sogar Feldherr (Schlachten-Gedichte geben davon Zeugnis), ab 1037 - unter Nachfolger König Badis - war er Leiter aller Regierungsgeschäfte, quasi Regierungschef. Ungeachtet dieser Beanspruchung blieb er Schriftgelehrter, Übersetzer, Dichter, Verfasser eines hebräischen Wörterbuches der biblischen Sprache und Förderer von bedürftigen Tora- und Talmud-Studenten. Ein arabischer Historiograf beschrieb ihn so: »Er war in der griechischen Philosophie heimisch und ebenso in den verschiedenen Zweigen der Mathematik. Seine Kenntnis der Astronomie übertraf noch die Astronomen.« (Ben-Sasson, S.559) Im Grunde war er Staatsdenker und auch politischer Schriftsteller, wie folgende Verse belegen: »Im Anfang ist der Staat hart: Rebellen /Werden unverzüglich erschlagen./ Erheben sich welche, wenn er gefestigt, leidet er,/ Doch sind es nicht tödliche Qualen./ Ist er beruhigt, am wenigsten in Gefahr, wie Tyros,/Bleibt er so eine Zeit, eh' er fällt -«. Seine wichtigsten geistigen Partner waren der Gaon Raw Hai in Bagdad, die Weisen von Nordafrika und der genannte Gabirol, trotz diverser Differenzen. Solche Grössen machten am Ende das jüdisch-arabische goldene Zeitalter vom 9. bis zum 15. Jahrhundert. Samuel Hanagid feierte jene Gelehrten, die der Geist jener Zeit »Weise machte in Schrift und Glauben, /Die hoch über aller Weisheit stehen, / Und in der Weisheit der Griechen schulte, /Wie auch der Araber ebenso.« Und am Ende: »Vernunft, in dir geformt, wird dir auch dauern.« Sikkaron für Rabbi Hanagid!

Demnächst also über Israeli und Gabirol. Der anlässlich seines 900. Todestages am 5. August groß geehrte **Raschi** wird den Verfasser im Sommerheft beschäftigen. Dennoch verweist er auf JK 4/2002 und auf den Vortrag am 12. April im JKV. ■

Monat April

Sonntag, 3. April, 16 Uhr *

Gedenkveranstaltung für Gerry Wolff. Unser Mitglied und Freund, der Schauspieler und Chansonier Gerry Wolff, ist am 13. Februar 2005 verstorben. Wolfgang Herzberg liest aus seinem biografischen Interview. Moderation Alfred Fleischhacker

Montag, 4. April, 15 Uhr

Seniorentreff auf Russisch. Fortsetzung des literarischen Workshops von und mit Dr. Alla Kisseleva (Russisch)

Mittwoch, 6. April, 19 Uhr *

»Israel im Frieden?«
Im Gespräch mit uns: Ilan Mor, der neue Gesandte des Staates Israel in Deutschland.

Sonntag, 10. April, 16 Uhr *

»Estrongo Nachama. Der Kantor mit dem goldenen Herzen.«
Rabbiner Dr. Andreas Nachama stellt eine neue CD vor und erzählt aus dem Leben des Oberkantors sel.A. Gemeinsam mit dem Abraham Geiger Kolleg.

Montag, 11. April, 14.30 Uhr

Monatstreffen der Child Survivors (Zusammenkunft von und für Jüdinnen und Juden, die als Kinder in den von Nazis besetzten Gebieten und in Deutschland überlebt haben.)

Dienstag, 12. April, 19 Uhr *

Zum 900. Todesjahr.
RASCHI - Ein Wegbereiter durch Tora und Talmud.
Es spricht die Judaistin und Religionswissenschaftlerin Dr. Susanne Galley.

Mittwoch, 13. April, 15 Uhr

Teatime mit Irene Runge - Über die gewesenen Gates in Manhattan und den ewigen Nil kurz vor Pessach. Ein kleiner Bericht über zwei kurzweilige Reisen.

Donnerstag, 14. April, 18 Uhr

Genrietta Liakhovitskaja stellt nicht veröffentlichte Gedichte und Geschichten vor.
(Buchverkauf als Spende für obdachlose, behinderte Kinder in St. Petersburg) (Russisch)

Sonntag, 17. April, 16 Uhr *

»Da geht ein Mensch« - Zum 60. Todestag des Schauspielers Alexander Granach.
Es liest der Schauspieler und Regisseur Holger Franke

Dienstag, 19. April, 19 Uhr *

»Der Nürnberger Kriegsverbrecherprozess 1945/46.«

Markus Wolf, damals journalistischer Berichterstätter des Berliner Rundfunks, erinnert sich.

Mittwoch, 20. April, 15 Uhr

Teatime. Gespräch zur weltpolitischen Lage mit Ralf Bachmann.

Donnerstag, 21. April, 15 Uhr

Psychologisches Gespräch mit Yakow Flek. Bitte tel. anmelden (Russisch)

Dienstag, 26. April, 19 Uhr *

»Im Fokus: Antisemitismus. Das rechtsextremistische Spektrum heute in Berlin.«
Es spricht Claudia Schmid, Abteilungsleiterin Verfassungsschutz Berlin

Mittwoch, 27. April, 19 Uhr *

»Junger Goi im Jahre 1 im Kibbuz Dalya«. Jean Villain (heute Prenzlau) liest und erzählt.

Pessach beginnt am 23. April mit dem 1. Seder. Kerzen: 21.18 Uhr. 7. Tag am 30. April. Kerzen: 21.32. Pessach endet am 1. Mai um 21.34 Uhr. Der JKV ist während der Vollfeiertage geschlossen. Informationen zum Kartenvorverkauf und Orte der Sedertafeln in Berlin bitte bei Jüdischen Gemeinden erfragen. Chabad Berlin lädt Jüdinnen und Juden am 24. April zum 2. Sederabend ins Marriott-Hotel ein. Kerzen 21.20 Uhr. Kartenvorverkauf dafür nur im Chabadhaus Münstersche Str. Tel. 21280830

IMPRESSUM

Jüdischer Kulturverein Berlin e.V.

10117 Berlin, Oranienburger Str. 26

(Eingang Krausnickstraße)

Bürozeit: Mo. - Do. 11-17 Uhr

Tel.: 49/30/2826669, 28593052

Fax: 49/30/28598053

E-Mail: JKV.Berlin@t-online.de

Bankverbindung: Berliner Bank

BLZ 10020000

Konto-Nr.: 7183461300

Redaktion: Dr. Irene Runge v. i. S. d. P.

Redaktionsschluss: 21. März 2005

»JK«-Abo: solidarische € 35,- pro Jahr

(Europa) bzw. \$ 60,- (Übersee/Israel).

Bitte Spendenbescheinigung anfordern.

ISSN 1434-6133

Der JKV ist Gründungsmitglied im

Migrationsrat Berlin-Brandenburg

Im JKV gelten die Allgemeinen

Geschäftsbedingungen des

Jüdischen Kulturvereins Berlin e.V.

Unkostenbeitrag: * € 3,- / 1,50
(Mitglieder und Förderfreunde frei)

Nächste Vorstandssitzung:

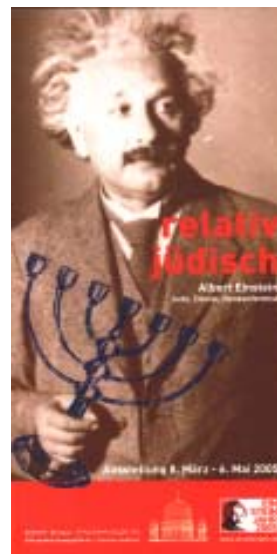
Montag, 11. April um 17 Uhr

Andernorts & anderes:

Lin Jaldati (1912-1988). Aus Anlaß des 60. Jahrestages der Befreiung von Bergen-Belsen findet am **16. April, 19 Uhr** im ehemaligen Jüdischen Waisenhaus Berlin-Pankow, Berliner Straße, ein Gesprächskonzert mit ihrem Ehemann Prof. Eberhard Rebling, den musizierenden Töchtern Kathinka und Jalda Rebling und dem Akkordeonvirtuosen Tobias Morgenstern statt. Lin und ihre Schwester Jannie wurden in Bergen-Belsen befreit.

Die soeben erschienene CD »Rejsele« (quantaphon), ein Konzert von Lin Jaldati und ihrem Ensemble beim 1. Yiddish Folk Festival in Zürich am 25. November 1984, wird dabei erstmalig in Berlin vorgestellt und erhältlich sein.

Relativ Jüdisch. Albert Einstein. Jude, Zionist, Nonkonformist.



Diese Ausstellung geht noch bis zum 6. Mai 2005.

Ort: Stiftung Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum, Oranienburger Str. 28/30, 10117 Berlin (Mitte).

Öffnungszeiten: Sonntag bis Donnerstag von 10 bis 18 Uhr, Freitag von 10 bis 14

Uhr. Eintritt: 2,50 / 1,50 €.

Begegnungsreise Münchner Volkshochschule Judentum-Christentum-Islam nach Israel/Palästina ins Friedensdorf Neve Shalom/Wahat al-Salam vom 3.6. - 8.6.2005. Weitere Infos unter www.1001-reise.com. Weitere Infos zum Friedensdorf, das ein Beispiel gemeinsamer israelisch-palästinensischer Friedensbemühungen ist, unter www.nswas.com.

Die »Jüdische Korrespondenz« ist auch unter www.migrationsrat.de/Mitglieder/116/JK zu finden